

Friedhöfe spiegeln den Familien-Wandel wider

Talkshow zur Toten- und Bestattungskultur

Von Helga Mohaupt

Schon dem Neandertaler vor 60 000 Jahren wurden Blumen mit ins Grab gegeben, Gilgamesch ließ sich samt Hofstaat bestatten. Pyramiden und Grabstelen künden von Totenruhm und -kult. Doch heute wächst die Zahl anonymen Beerdigungen. Zwar in Essen nicht möglich, sind auch Streuwiesen und Baumbestattungen in NRW seit dem 1. September per Gesetz erlaubt.

Über diesen Wandel der Bestattungskultur sprach WAZ-Lokalchef Wulf Mämpel mit einer interessanten Expertenrunde im Europahaus.

Eindringlicher als mit dem überbordenden Weihnachtsmarkt vor dessen Toren am einst so stillen und für diese Diskussion gewählten Totensonntagabend hätte sich der Wertewandel nicht demonstrieren lassen. Auch wenn „Opas Asche in Omas Garten“ oder - wie in Amerika - Überreste des Liebsten zu einem Diamanten für die Halskette gepresst (noch) nicht erlaubt sind, so sind die Veränderungen doch unübersehbar.

Über 50 Prozent der Begräbnisse auf den Essener Kommunalfriedhöfen sind Urnenbeisetzungen und mehr als ein Viertel davon anonym, erläuterte Reinhard Berger vom Stadtverband der Bestatter. Die „Entsorgung“ ohne Trauerfeier nimmt zu, 300 vereinsamt Verstorbene werden alljährlich vom Ordnungsamt zwangsbestattet.

Auch in der Zunahme der Einzelgrabstätten sieht der Leiter des Essener Friedhofsamtes Werner Thomsen ein Zeichen für das Auseinanderbrechen der Familienverbände. Als viel zu makaber sei für ihn das Verstreuen von Totenasche in den Wurzelbereich eines „persönlichen“ Baumes in Essen nicht denkbar. Mit dem jährlichen „Tag des Fried-

hofes“ wolle man für mehr Bestattungskultur werben und auch schon Kinder mit dem Thema vertraut machen.

Die Kirche legt Wert darauf, dass die Toten mit uns in der Gemeinschaft der Heiligen verbunden sind, unterstrich Jesuit und St.-Ignatius-Pfarrer Karl-Joseph Gierlichs. Totenriten und Eucharistiefiern seien ein Ausdruck der Hoffnung auf Vollendung.

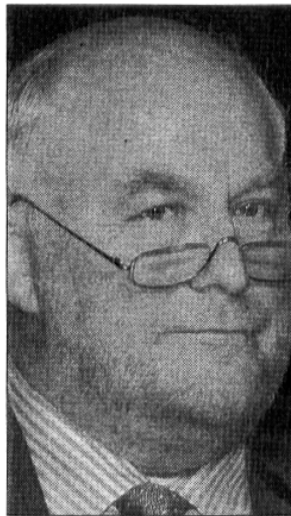
Für das Drittel der Nichtchristen gibt es auch neue Rituale. „Ritualdesigner“ gestalten die Zeremonien, oft spektakulär und individualistisch „so wie der Tote gelebt hat“, berichtete Kerstin Gernig vom Kuratorium Deutsche Bestattungskultur. Bei dem heute vielfach stark mediatisierten Tod sei viel von der reichen Trauertradition bis hin zur Aufbahrung zu Hause verloren gegangen.

„Emotionalen Analphabetismus“, nannte Trauerforscher Jorgos Canacakis den Verlust der Trauerkultur und das verpasste Abschiednehmen von den Verstorbenen, das sich oft genug in Depressionen niederschlägt: „Trauer ist das größte Geschenk von Gott, um Werden und Vergehen zu verstehen.“

Über alte Grabkulturen berichtete die Leiterin des Archäologischen Museums, Charlotte Trümpler, doch seien die Rituale über die Jahrtausende nie gleich geblieben. Offene Formen wie das Verstreuen von Asche in freier Natur fände sie folglich auch gut.

Wenn die See-Bestattung erlaubt ist, warum sollte ein alter Essener nicht noch mal in der Ruhr vorbeischwimmen? provozierte Fritz Roth von der Trauer-Akademie in Bergisch-Gladbach zum Querdenken. Eindringlich trat er dafür ein, den „Lebenslehrmeister“ Tod wieder in unseren Erfahrungsbereich zu holen wie früher bei der Aufbahrung im „guten Zimmer“. Er warb auch für die Bestattung bzw. Verbrennung des Toten in eigener Kleidung und mit Dingen, die ihm wichtig waren.

Der Sterbende müsse menschenwürdig aus dem Leben scheiden können, lobte er die ehrenamtliche Sterbebegleitung der Hospizbewegung. Anstelle der gekachelten Krankenhaus-Pathologie sollte ein Abschiedszimmer als Raum des Lebens begreifbar machen, dass ein geliebter Mensch tot ist und die Lebenden so mit dem Tod vertraut machen.



Diskutierten zur Bestattungskultur: Charlotte Trümpler und Fritz Roth.